

Wie Gott sich zu erfahren gibt

I. Wie Gott sich zu erfahren gibt

In einer Weihnachtsnummer des SPIEGELS war groß und fett zu lesen: *Die Erfindung Gottes* – und weiter unten etwas kleiner: *Archäologen auf den Spuren der Heiligen Schrift*.

Es gab schon bessere SPIEGEL-Beiträge zu Weihnachten und geringere Fehlerquoten bereits bei der Sachinformation (die gewiss auch Dr. Dirk Kinet von der hiesigen Augsburger Theologischen Fakultät als ärgerlich empfunden haben dürfte, wird doch der Eindruck erweckt, als ob er zwischen Jahwe und Baal nicht unterscheiden könne!). Es lohnte sich also nicht, diese Weihnachtsnummer gekauft zu haben, *obgleich* – das muss man zugeben – aus diesem Thema gerade im Hinblick auf die Bibel mehr und Aufregenderes zu machen gewesen wäre.

Die Erfindung Gottes – diese drei Worte ließen sich ja auch zunächst einmal mit einem Fragezeichen versehen. *Die Erfindung Gottes?*, um von hier aus jenes Problem anzusprechen, das auch uns hier und heute im Hintergrund beschäftigen wird und das sich kurz so umschreiben lässt:

Die Bibel spricht auf sehr unterschiedliche Weise und in einer Vielzahl von Bildern von Gott. Nun heißt es aber sowohl im Alten wie im Neuen Testament ausdrücklich, dass niemand Gott sehen könne und gesehen habe – ausgenommen „der Sohn“ (Joh 1,18; 6,46). Was haben wir dann von jenen biblischen Texten zu halten, in denen „ganz normale“ Menschen zu uns von Gott sprechen? Wie waren sie zu ihrem Gottesbild gekommen, wenn doch auch kein biblischer Schriftsteller Gott *gesehen* hat? Woher wussten sie, dass sie all das, was sie an Ereignissen, an Geboten, an Erfahrungen und Verheißen Gott zuschrieben, zu Recht mit Gott in Verbindung brachten? *Obgleich* wir alle Gott nur rückseitig kennen, so wie es bei Mose heißt:

„Da sagte Mose [zu Gott]: Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen! Der Herr gab zur Antwort: Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen. Ich gewähre Gnade, wem ich will, und ich schenke Erbarmen, wem ich will. Weiter sprach er: Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben. Dann sprach der Herr: Hier, diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen! Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück, und du wirst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen.“ (Ex 33,18-23)

Auf unsere Tagung angewandt heißt das zunächst:

Wenn es beim Propheten Jesaja in Gottes Namen heißt: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ (Jes 43,5)

woher nehmen wir die Sicherheit, dass wir es bei diesem Versprechen tatsächlich mit *Gottes* Wort zu tun haben? Wie war der biblische Schriftsteller dazu gekommen, so von Gott zu sprechen? Und meinte er damit gar dasselbe wie jene kurze Geschichte von den Spuren im Sand, die Ihnen ja gewiss bekannt ist, nachdem sie selbst in den Medien Hochkonjunktur hat?

Weil auch sie für uns eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird, möchte ich sie Ihnen doch vorlesen:

„Ich träumte eines Nachts, ich ging am Meer entlang mit meinem Herrn. Und es entstand, Streiflichtern gleich, mein Leben. Nachdem das letzte Bild an uns vorbeigeglitten war, sah ich zurück und stellte fest, dass in den schwersten Zeiten meines Lebens nur eine Spur zu sehen war.

Das verwirrte mich sehr, und ich wandte mich an den Herrn: „Als ich dir damals alles, was ich hatte, übergab, um dir zu folgen, da sagtest du, du würdest immer bei mir sein. Warum hast du mich verlassen, als ich dich so verzweifelt brauchte?“ Der Herr nahm meine Hand: „Geliebtes Kind, nie ließ ich dich allein, schon gar nicht in Zeiten der Angst und Not. Wo du nur ein Paar Spuren im Sand erkennst, sei ganz gewiss: *Ich habe dich getragen.*“

Wenn wir uns auf Gottes Nähe in unserem Leben verlassen wollen, können wir dann solchen Geschichten vertrauen? Oder handelt es sich bei ihnen eben doch nur um schöne Träume?

Wenn wir uns aber auf die Bibel verlassen, können wir dann auch heute noch feststellen, wie die biblischen Autoren dazu gekommen waren, so von Gott zu sprechen? Und weiter: Ist der Weg, auf dem Israels Propheten und Theologen zu *ihrer* Gewissheit kamen, auch *für uns* gangbar? Könnte Gott sich auch uns auf die gleiche Weise zu erfahren geben? Wie können wir die Wahrheit und die Tragfähigkeit dieses Versprechens, das uns noch immer in Gottes Namen gegeben wird, am eigenen Leib erleben?

Wenn wir diese Frage heute *mit Hilfe der Bibel* zu beantworten versuchen, können wir guten Gewissens von zwei Voraussetzungen ausgehen:

a) Die biblischen Autoren verstanden sich gewiss nicht als Märchenerzähler. Ihre Geschichten sollten für ihre Hörer- und Leserschaft glaubhaft sein - aufgrund von deren eigener Lebenserfahrung. Was die Menschen in Israel da hörten und lasen, sollte sie nicht in das Reich der Träume versetzen.

b) Kein biblischer Text verdankt sich bloßer Spekulation (oder vom Leben abgehobener „göttlicher Eingebung“). Selbst dort, wo wir es – wie beispielsweise beim ersten Schöpfungsbericht (Gen 1,1 – 2,4a) – mit gelehrter priesterlicher Systematik oder – wie etwa bei EzechIELs Vision vom neuen Israel (Ez 40,1 – 48,35) – mit abstrakten theologischen Entwürfen zu tun haben, werden im Leben gewonnene Erfahrungen und am Leben gemachte Beobachtungen verarbeitet.

Das heißt: Zwischen den biblischen Texten und unseren eigenen Erfahrungen kann es schon deshalb keine abgrundtiefen, unüberbrückbaren Kluft geben, weil uns das gleiche Leben verbindet. Es ist daher weder vermessens noch aussichtslos, wenn wir bei der Beschäftigung mit den biblischen Texten wenigstens im Hintergrund unseres Bewusstseins immer auch schon auf mögliche Parallelen in unserem eigenen Leben achten. Denn sie sind es letztlich, die uns die fremden biblischen Texte wirklich näher bringen. Doch nun genug der Vorrede.

A

Das Erste, worauf ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte, sind jene Ereignisse, die wir unglücklicherweise als „Berufungserlebnisse“ bezeichnen – bei Abraham beispielsweise, wenn es da heißt:

„Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen...“ (Gen 12,1f)

Mit einem ähnlichen „Berufungserlebnis“ haben wir es dann ja auch bei Mose im Zusammenhang mit dem brennenden Dornbusch zu tun (Ex 3), oder bei Jesaja im Tempel (Jes 6) oder bei Jeremia, wenn er schreibt:

„Das Wort des Herrn erging an mich: Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten habe ich dich bestimmt. Da sagte ich: Ach, mein Gott und Herr, ich kann nicht reden, ich bin ja noch so jung. Aber der Herr erwiderte mir: Sag nicht: Ich bin noch so jung. Wohin ich dich auch sende, dahin sollst du gehen, und was ich dir auftrage, das sollst du verkünden. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin mit dir, um dich zu retten – Spruch des Herrn. Dann streckte der Herr seine Hand aus, berührte meinen Mund und sagte zu mir: Hiermit lege ich meine Worte in deinen Mund. Sieh her! Am heutigen Tag setze ich dich über Völker und Reiche; du sollst sie ausreißen und niederreißen, vernichten und einreißen, aufbauen und einpflanzen.“ (Jer 1,4-10)

Und schließlich hatte auch Jesus im Zusammenhang mit seiner Taufe und seinem anschließenden Aufenthalt in der Wüste *sein* Berufungserlebnis.

Wenn wir diesen Erlebnissen nun auf den Grund gehen, dann stoßen wir jedes Mal auf das gleiche Phänomen: In jedem Fall wurde sich der Betroffene bewusst, dass es in seinem Leben nicht mehr so wie bisher weitergehen konnte – und das deshalb, weil ihm – Abraham, Mose, Jesaja,

Jeremia und auch Jesus – klar wurde, dass von *seiner* Seite aus etwas ganz Bestimmtes ohne Wenn und Aber zu tun war: aus dem eigenen Clan aufzubrechen; sich an die Spitze einer bestimmten Gruppe zu stellen, um sie aus Ägypten herauszuführen; sich Jahwe ganz zur Verfügung zu stellen; *Jahwes* Wort und Willen zu verkünden; mit dem Empfang der Taufe noch nicht am Ende des Weges zu sein.

Und genau in dem, wovon sie sich so direkt und zwingend angesprochen erlebten – darin begegnete ihnen nach ihrer innersten Überzeugung Gott, Gott selbst, obgleich er ihnen zuvor ja noch nie selbst begegnet war. Und dennoch gab es für sie keinen Zweifel daran, dass es *Gott* gewesen war, den sie hier und jetzt gesehen und gehört hatten.

Wie lässt sich das verstehen? Nun, wir müssen nur einmal versuchen, die einzelnen Erlebnisse aus der jeweiligen persönlichen Situation heraus zu begreifen:

Abrahams Erlebnis beispielsweise wird voll und ganz verständlich, wenn wir annehmen, dass es Abraham, der mitten in seinem Clan lebte, zwingend klar geworden war, seinen *eigenen* Weg gehen zu müssen, wenn er für sich persönlich eine wirkliche Zukunft haben wollte. Er konnte dieser Einsicht einfach nicht länger ausweichen, wenn er sich nicht völlig aufgeben wollte.

Nicht anders zeigt sich uns Moses Situation: Er, der in die Wüste geflohen war und als Schwiegersohn des Priesters Jitro ein ganz normales Familienleben begonnen hatte – er konnte sich ganz offensichtlich nicht mehr länger gegen die Einsicht wehren, dass er sich um seine bedrängten Genossen kümmern musste. Er *musste* sich ihrer annehmen. Daran gab es für ihn ab einem bestimmten Zeitpunkt keinen Zweifel und keine Unsicherheit mehr.

In ähnlicher Weise lässt es sich verstehen, wenn Jesaja schreibt: „Im Todesjahr des Königs Usija sah ich den Herrn. Er saß auf einem hohen und erhabenen Thron. Der Saum seines Gewandes füllte den Tempel aus. Serafim standen über ihm. Jeder hatte sechs Flügel: Mit zwei Flügeln bedeckten sie ihr Gesicht, mit zwei bedeckten sie ihre Füße, und mit zwei flogen sie. Sie riefen einander zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heere. Von seiner Herrlichkeit ist die ganze Erde erfüllt. Die Türschwellen bebten bei ihrem lauten Ruf, und der Tempel füllte sich mit Rauch. Da sagte ich: Weh mir, ich bin verloren. Denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen, und meine Augen haben den König, den Herrn der Heere, gesehen. Da flog einer der Serafim zu mir; er trug in seiner Hand eine glühende Kohle, die er mit einer Zange vom Altar genommen hatte. Er berührte damit meinen Mund und sagte: Das hier hat deine Lippen berührt: Deine Schuld ist getilgt, deine Sünde gesühnt. Danach hörte ich die Stimme des Herrn, der sagte: Wen soll ich senden? Wer wird für uns gehen?“ (Jes 6,1-9a)

In diesem geschilderten Moment war Jesaja im Blick auf Jahwe schlagartig ein Doppeltes aufgegangen:

So wie Gott der Herr, so wie *Jahwe* ist, und so wie wir Menschen normalerweise sind, so passen wir einfach nicht zusammen! *Und dennoch drängt es Jahwe zu Israel.*

Da gab es für Jesaja ohne Wenn und Aber nur eines: „Ich antwortete: Hier bin ich, sende mich!“ Nicht anders, ebenso zwanglos lässt sich auch Jesu Tauferlebnis verstehen:

Er, Jesus, hatte sich zu Johannes dem Täufer auf den Weg gemacht, weil er überzeugt war, dass das Gottes Wille sei. Doch im Augenblick der Taufe wurde es Jesus instinktiv klar, dass das – sich taufen zu lassen – noch nicht das Ende jenes Weges war, auf den er sich aus seinem Beruf herausgerufen fühlte. Seine Beziehung zu Gott beinhaltete mehr. Und so führte ihn sein Weg zwangsläufig weiter, in die Wüste.

Versuchen wir jetzt ein erstes Fazit: So unterschiedlich diese einzelnen Situationen auch gewesen waren, sie stimmen in *einem* durchweg überein:

Ein Mensch – Abraham, Mose, Jesaja, Jeremia, Jesus – ein jeder von ihnen weiß irgendwann zuinnerst fraglos und zweifelsohne, dass er einen *bestimmten* Weg gehen *muss*, und dass es darüber keine Diskussion geben kann. Es ist diese erlebte, gefühlte Unausweichlichkeit, die die einzelnen verständlich machen wollen, wenn sie ihr Tun in einer ganz konkreten Situation auf *Gott* zurückführen. Was die Situation von ihnen verlangte, wenn sie ihre eigene Identität nicht verlieren wollten, das war für sie (und ihre Mitmenschen) *Gottes* Wort.

Wenn wir diese Beobachtung auf unser Tagungsthema anwenden – „Wie Gott sich zu erfahren gibt“ - , dann lautet die erste, uns vielleicht überraschende Antwort:

Gott gibt sich uns in dem zu erfahren, was wir nach unserem eigenen innersten Empfinden eigentlich tun müssten, um – bildlich und etwas salopp ausgedrückt – um auch noch morgen ohne rot zu werden in den Spiegel schauen zu können.

Diese Antwort mag manche von uns zunächst überraschen, ja vielleicht sogar enttäuschen, weil wir normalerweise davon ausgehen, dass die Nähe Gottes anders erlebt wird: hilfreicher, wohltuender, wärmer – eben so, wie es in jener berühmten Geschichte heißt:

„Der Herr nahm meine Hand: ‚Geliebtes Kind, nie ließ ich dich allein, schon gar nicht in Zeiten der Angst und Not. Wo du nur ein Paar Spuren im Sand erkennst sei ganz gewisse: *Ich habe dich getragen.*“

Doch ehe wir uns mit dieser möglichen Enttäuschung über die „anspruchsvolle Nähe“ Gottes noch näher beschäftigen, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen zweiten biblischen „Sachverhalt“ lenken.

B

Zu den ältesten Teilen der Bibel gehört unbestritten das so genannte *Bundesbuch* – eine Gesetzesammlung aus dem 8. Jh.v.Chr. Wir finden sie im Buch Exodus 21,1 – 23,33. Diese „alte“ Gesetzesammlung enthält nun ihrerseits sehr unterschiedlich alte Gesetze und Vorschriften – auch solche aus der Frühzeit Israels, als es noch kein Königtum und damit auch keine „oberste Gerichtsinstanz“ gab.

In jener frühen Zeit hatten sich auf Grund oftmaliger negativer Erfahrungen zunächst einmal Gesetze herausgebildet, die das Zusammenleben der verschiedenen Sippen und Gruppen so regeln sollten, dass der Friede und der persönliche Wohlstand gewährleistet war.

Zu diesen sehr alten Gesetzen gehören beispielsweise folgende Vorschriften: „Wenn jemand einen Brunnen offen lässt oder einen Brunnen gräbt, ohne ihn abzudecken, und es fällt ein Rind oder ein Esel hinein, dann soll der Eigentümer des Brunnens Ersatz (besser: Wiedergutmachung) leisten; er soll dem Eigentümer des Tieres Geld zahlen, das verendete Tier aber gehört ihm. Wenn jemandes Rind das Rind eines anderen stößt, so dass es eingeht, soll man das lebende Rind verkaufen und den Erlös aufteilen; auch das verendete Rind soll man aufteilen. Wenn jedoch der Eigentümer wusste, dass das Rind schon früher stößig war, aber trotzdem nicht darauf aufgepasst hat, soll er das Rind ersetzen, Rind für Rind, das verendete Rind aber gehört ihm.“ (Ex 21,33-36)

Oder: „Wenn jemand ein Feld oder einen Weinberg abbrennt und das Feuer sich ausbreiten lässt, so dass es das Feld eines anderen in Brand steckt, dann soll er den besten Ertrag seines Feldes oder seines Weinbergs als Ersatz dafür geben. Breitet sich das Feuer aus, erfasst es eine Dornenhecke und vernichtet einen Getreidehaufen, auf dem Halm stehendes Getreide oder ein Feld, dann soll der für den Brand Verantwortliche den Schaden ersetzen.“ (Ex 22,4f)

Sie werden mir gewiss zustimmen: Hätte es die hier aufgeführten negativen Vorfälle nicht gegeben – den nicht abgedeckten Brunnen; das stößige Rind; den fahrlässigen Brand - , dann wäre es auch nicht zu diesen Gesetzen gekommen. Sie sind die Sippen übergreifende, „gesellschaftliche“ Reaktion auf mögliche Vergehen eines einzelnen oder einer Gruppe *mit dem Ziel*, den zerstörten Wohlstand – den so genannten *schalom* – wiederherzustellen bzw. dessen Störung überhaupt „prophylaktisch“ zu verhindern.

Damit drückt sich aber in diesen Gesetzen ein „überindividueller“ Wille aus, von dem sich *alle* angesprochen fühlen (können): Es soll allen unter uns *so gut wie möglich* gehen!

Für diese Gesetze gab es zunächst keine höhere Legitimation. Sie verdankten sich weder einer königlichen noch gar einer göttlichen Anordnung, vielmehr begegnen uns in ihnen gewiss bewährte Regeln, die sich allmählich aus dem Leben herausgebildet hatten. Sie waren entstanden, weil Menschen sich gefragt und darauf geachtet hatten, was wohl „um des lieben Friedens willen“ zu tun wäre.

Diese Regeln und Gesetze waren nun einige Jahrhunderte später von juristisch ausgebildeten Theologen in eine Gesetzessammlung aufgenommen worden, von der sie behaupteten – und wir auch heute noch glauben –, dass es sich bei ihr um *Gottes Wort* handle. Was hatte sie dazu wohl veranlasst?

Eine beliebte Antwort lautet hier ungefähr so: Bestimmte alte Gesetze, die in der Vergangenheit das Leben in Israel gut geregelt hatten – sie hatten im Lauf der Zeit ihre Autorität und ihren Wert verloren. Es gab immer mehr Menschen im Volk, die es sich leisten konnten, sich über diese alten Gesetze hinweg zu setzen, weil die anderen – das einfache Volk; die Armen und Schwachen, die auf sie, die Reichen, angewiesen waren; alle, die von ihrem Kapital lebten – sie überhaupt nicht zur Rechenschaft ziehen und vor Gericht verklagen konnten. So kam es – sagt man – auch schon in Israel dazu, dass man immer öfters die Kleinen hängte, die Großen aber laufen ließ.

In dieser Situation – vermuten viele – versuchte man nun, den alten *weltlichen* Gesetzen dadurch zu einem neuen Ansehen und einem neuen Gewicht zu verhelfen, dass man sie als *Gottes* Gebote ausgab – in der Hoffnung, dass die Mächtigen sich nun wenigstens aus Angst vor dem *göttlichen* Richter an diese alten Gebote halten würden. Das heißt, man hätte die alten Gebote, die sich aus der Praxis ergeben hatten, aus ideologischen Gründen als *Gottes Wort* ausgegeben, ohne es wirklich zu sein.

Gegen diese Deutung spricht nun aber etwas sehr Wichtiges, das gewiss kein Zufall war.

Israels erste Gesetzessammlung, in die diese vorher besprochenen alten Vorschriften und Gesetze aufgenommen wurden, ist das einzige Gesetzeswerk im ganzen Alten Orient, das mit einem Gesetz zur Freilassung jener Sklaven beginnt, die zum eigenen Volk gehören. Die erste gesetzliche Regelung des so genannten Bundesbuchs lautet nämlich:

„Wenn du einen hebräischen Sklaven erwirbst, soll er sechs Jahre dienen, im siebten aber soll er unentgeltlich als Freier fortgehen. Wenn er allein kommt, soll er allein gehen; wenn er verheiratet war, soll seine Frau mit ihm fortgehen...“ (Ex 21,2ff)

Will man den Sinn und das Gewicht dieser Regelung verstehen, muss man zwei Fragen beantworten:

Weshalb haben die Verfasser dieses ältesten Codex in Israel von sich aus gerade dieses Gesetz zur Eröffnung erwählt, und weshalb haben sie das 7. Jahr zur Freilassung bestimmt. Denkbar wäre auch das 4. Jahr gewesen, so wie es beispielsweise in dem ja auch in Israel bekannten, hoch angesehenen *Codex Hammurapi* der Fall war. Da lautete die Regelung so:

„Wenn einen Bürger eine Schuldverpflichtung erfasst und er seine Frau, seinen Sohn oder seine Tochter für Geld hingibt oder jeweils in ein Gewaltverhältnis gibt, so sollen diese 3 Jahre das Haus ihres Käufers oder desjenigen, der sie in ein Gewaltverhältnis genommen hat, besorgen, und im vierten Jahr sollen sie freigelassen werden.“ (§ 117)

Weshalb also im 7. Jahr, und weshalb als Auftakt für alle Gesetze?

Weil – sagt die alttestamentliche Wissenschaft, was Sie mir jetzt bitte aus Zeitgründen einfach einmal glauben mögen – weil die Zahl 7 die Menschen in Israel auf dem Hintergrund des sieben Tage dauernden Pessachfestes, der Sabbatruhe und des Sabbatjahres, das alle sieben Jahre vorgescriben war, vor allem an Israels Herausführung aus Ägypten, an Israels Befreiung aus der Sklaverei erinnerte.

In diesem Ereignis – sagten Israels Theologen –, darin hatte Israel am eigenen Leib erlebt, dass *ihr* Gott, Jahwe, vor allem eines will: dass es den Menschen in *seinem* Volk gut gehe und dass sie frei sind.

Das ist – sagen die israelitischen Theologen – *das ist Jahwes Grundanliegen!* Und deshalb drücken *alle* Gebote und Weisungen, die das Wohlbefinden der Menschen in Israel zum Ziel haben, *im Grunde Gottes Willen* aus.

So gesehen spricht nun aber auch schon in jenen alten Geboten *letztlich* Gott selbst zu uns, weil sie schon damals, vor Hunderten von Jahren, das Heil und den Wohlstand, den *schalom*, des Volkes

zum Ziel hatten. Das aber bedeutet: Wo immer das Leben nach diesen auch so alten *weltlichen* Gesetzen geregelt wird, erleben und erleben wir im Tiefsten *Gott*!

Erlauben Sie mir, das Gemeinte an einem Beispiel zu verdeutlichen: Angenommen, Sie hätten für eine kürzere (oder längere) Zeit verreisen müssen, und es wäre Ihnen – auch noch im Zeitalter der Handys – nicht möglich gewesen, direkten Kontakt zu dem Menschen aufzunehmen, der Ihnen am nächsten steht. Und, o Schreck, er/sie konnte Sie nicht einmal vom Bahnhof abholen oder unter der Haustüre erwarten! Da könnte sich vielleicht doch eine gewisse Enttäuschung breit machen.

Aber dann, wenn Sie in die Wohnung kommen, da sehen Sie nicht nur Ihre Lieblingsblumen auf dem gedeckten Tisch und auf dem Glastischchen in der Sitzecke die Sektgläser, Sie riechen auch noch Ihr Lieblingsessen! Dann ist Ihnen Ihre Frau, Ihr Mann, Ihre Freundin oder Ihr Freund gefühlsmäßig doch gewiss schon ganz nahe – auch wenn er/sie noch vier Stockwerke unter Ihnen im Keller nach dem vergessenen Wein sucht!!

In Ihrer „kleinen Welt“, die vom anderen so gestaltet wurde, dass Sie sich dann sofort und ganz spontan wohl fühlten – in dieser Welt ist uns der andere doch gerade in dem nahe, was er/sie für uns ganz persönlich ist und sein möchte. Da spricht alles von ihrer/seiner Zuneigung zu uns, da verliert sich automatisch alle Sorge und Angst.

Und eben so, nicht anders ist Gott uns in *der Welt* nahe, die nach seinem Wort und Willen gestaltet wird. *In* dieser Welt, die nach Gottes Weisung lebt, gibt Gott *sich* uns zu erfahren. Darin könnten – und sollten – wir spüren wie in der gerichteten Wohnung: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“

Freilich, wenn dies zutrifft, wenn Gott uns in der Welt nahe und begegnet – wie müssen wir dann die folgende, eher unerfreuliche Tatsache verstehen, die wir wenigstens noch kurz streifen sollten.

C

Auch wenn wir alle inzwischen wohl weit davon entfernt sein dürften, die Erschaffung der Welt und des Menschen in der Art und Weise zu denken, wie sie in den ersten beiden Kapiteln der Bibel geschildert wird, so gehen wir als *gläubige Christen* doch noch immer davon aus, dass zwischen Gott und allem, was ist, was bislang war und was sein wird im Innersten eine wesentliche Verbindung besteht. Oder anders ausgedrückt: Auch nicht das Geringste von dem, was ist, ist in seinem *Kern* gott-los.

Freilich, wenn wir jetzt nur einmal das Leben in *unserer Welt* und auf ihr etwas näher betrachten, dann hinterlässt das, was wir sehen, gewiss einen zwiespältigen Eindruck! Denn so, wie das Leben sich herausgebildet hat, wird das Leben des einen vielfach und unausweichlich mit dem Leben eines anderen bezahlt.

Ein gutes Beispiel für diese Zwiespältigkeit begegnet uns daher selbst, ja vielleicht gerade deshalb in dem Psalm, der als „Loblied auf den Schöpfer“ verfasst wurde. Darin wird Gott auch dafür gelobt:

„Du hast den Mond gemacht als Maß für die Zeiten, die Sonne weiß, wann sie untergeht. Du sendest Finsternis, und es wird Nacht; dann regen sich alle Tiere des Waldes. Die jungen Löwen brüllen nach Beute, sie verlangen von Gott ihre Nahrung. Strahlt die Sonne dann auf, so schleichen sie heim und lagern sich in ihren Verstecken. Nun geht der Mensch hinaus an sein Tagwerk, an seine Arbeit bis zum Abend.“ (Ps 104,19-23)

Kurt Marti, der Pfarrer und Dichter aus der Schweiz, hat diese Zwiespältigkeit in seinem Gedicht „stachel“ so zur Sprache gebracht:

stachel
es lobt
die lust eines vogels
im sturzflug den falter zu pflücken
den vater aller geschöpfe

lobt
 der falter
 ihn auch?
 es lobt
 die lust einer katze
 im spiel das mäuschen zu killen
 den gott allen lebens
 lobt
 das mäuschen
 ihn auch?
 es lobt
 die lust eines seesterns
 das muscheltier lebendig zu schlürfen
 den lenker aller geschicke
 lobt
 das muscheltier
 auch?
 (abendland. gedichte. luchterhand 1980,29)

Diesen Stachel können wir nicht einfach aus dem Leben „herausoperieren“, und wir können ihn heute auch nicht mehr auf irgendeinen menschlichen Sündenfall zurückführen. Dieses „Fressen und Gefressenwerden“ ist ein Zeichen der Unvollkommenheit dessen, was bislang existiert. Nicht zufällig dachten sich die Menschen das Leben *nach* dem Tod von dem Augenblick an als ein Leben *ohne* Tod, als sie sich hinter der Grenze des Todes neues und vollkommenes Leben denken konnten.

Und dennoch, trotz dieser Zwiespältigkeit: In den Momenten und Zeiten unseres Lebens, die nicht primär von irgendwelchen Defekten und Widrigkeiten geprägt werden – dann also, wenn wir aufatmen und uns instinktiv dem Leben öffnen, denken wir, denkt es in uns dann wirklich wie einst in Ijob:

„Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin, die Nacht, die sprach: Ein Mensch ist empfangen. Jener Tag werde Finsternis, nie frage Gott von oben nach ihm, nicht leuchte über ihm des Tages Licht.“ (Ijob 3,3f)

Erfüllt uns dann nicht im Gegenteil ein Gefühl der Dankbarkeit, da zu sein und unser Leben in die Hand nehmen zu können?

Dasein, ordnen und gestalten – wenn diese drei Elemente nach unserem eigenen Empfinden *das Glück* des Lebens ausmachen, dann bekommen die folgenden Verse aus Ps 104 doch einen ungeahnten Sinn:

„Herr, wie zahlreich sind deine Werke!
 Mit Weisheit hast du sie alle gemacht,
 die Erde ist voll von deinen Geschöpfen...
 Sie alle warten auf dich,
 dass du ihnen Speise gibst zur rechten Zeit.
 Gibst du ihnen, dann sammeln sie ein;
 öffnest du deine Hand, werden sie satt an Gute.
 Verbirgst du dein Gesicht, sind sie verstört;
 nimmst du ihnen den Atem, so schwinden sie hin
 und kehren zurück zum Staub der Erde.
 Sendest du deinen Geist aus,
 so werden sie alle erschaffen,
 und du erneuerst das Antlitz der Erde.“ (Ps 104,24.27-30)

Wenn diese Verse zutreffen, dann, ja dann begegnen wir Gott, Gottes Geist *in* uns gerade in den Momenten, in denen wir unser Leben und das Leben anderer als Geschenk entdecken, und

wenn wir glücklich sind, weil Ordnung einkehrt. Dann *erleben* wir, was es heißt: Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ (Jes 43,5)

Freilich, wie sollen wir dann jene Zeiten verstehen, in denen wir uns verlassen, unglücklich und am Boden zerstört erleben?

II. Holzwege und Utopien

„Warum hast du mich verlassen, als ich dich so verzweifelt brauchte?“ lässt die uns inzwischen ja bekannte Geschichte von den „Spuren im Sand“ den Träumenden Gott fragen. Und die uns trösten sollende Antwort lautet dann:

„Geliebtes Kind, nie ließ ich dich allein schon gar nicht in Zeiten der Angst und Not. Wo du nur ein Paar Spuren im Sand erkennst, sei ganz gewiss: *Ich habe dich getragen.*“

Was ist an dieser Antwort falsch? Weshalb haben wir es hier mit einer jener Vertröstungen zu tun, die den Glauben an Gott und die Religion insgesamt immer wieder in Misskredit bringen?

A

Sie kennen es wohl alle aus eigener Erfahrung: Da wollte man ein Kompliment machen und muss plötzlich feststellen: „Voll daneben!“ Da möchte man jemandem unter die Arme greifen und aufhelfen – und trifft genau seinen wunden Punkt. „Ehrlich gut gemeint“ ist noch keine Garantie dafür, dass man unbedingt das Richtige sagt oder tut.

Das gilt auch bei der Bibel!

Es ist nicht nur erhabend und beeindruckend, sondern auch wirklich gut gemeint, wenn der biblische Schöpfungsbericht mit der Feststellung endet:

„Gott sah alles an, was er gemacht hatte. Es war sehr gut. Es wurde Abend, und es wurde Morgen: der sechste Tag. So wurden Himmel und Erde vollendet und ihr ganzes Gefüge. Am siebten Tag vollendete Gott das Werk, das er geschaffen hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk vollendet hatte.“ (Gen 1,31 – 2,2)

Es gab für die biblischen Autoren allem Anschein nach keine schönere Möglichkeit, als mit diesen Worten ihre tiefe Überzeugung auszudrücken, dass die *ganze* Schöpfung von Gott bejaht und von seiner vorbehaltlosen Zustimmung getragen wird. Und dennoch müssen wir von heute aus sagen. „Gut gemeint – aber voll daneben!“, und zwar aus einem doppelten Grund:

Zum einen erweckt dieses Wort den Eindruck, als ob es bei der Schöpfung wenigstens für Gott – bildlich ausgedrückt – nichts mehr zu tun gäbe; als ob die Schöpfung im Wesentlichen abgeschlossen wäre, so dass sie gerade in ihrem *ursprünglichen* Zustand gut wäre.

Und deshalb erweckt dieses Wort zum anderen dann auch den Eindruck – der dann ja auch noch durch die beiden Erzählungen vom Sündenfall und der Sintflut verstärkt wird –, als ob der spätere, d.h. der gegenwärtige, oft ja auch negative Zustand der Schöpfung und des Lebens nichts mit Gott, sondern nur noch mit uns, seinen Geschöpfen, etwas zu tun hätte. Wenn es nach Gott ginge...

Dieser Eindruck verdeckt aber gleich mehrere sehr wesentliche Sachverhalte, die für unser Leben von entscheidender Bedeutung sind.

Als Erstes lässt dieses

„Und siehe, es war sehr gut... Und Gott ruhte am siebten Tag“

in uns kaum das Bewusstsein dafür aufkommen, dass wir alle – auch noch wir Menschen heute – in einen Entwicklungsprozess hineingehören, der *auch für Gott* keinesfalls bereits sein Ende, seinen vollkommenen Abschluss erreicht hat. Und dieser fortschreitende Entwicklungsprozess entfaltet sich keineswegs nach einem festgelegten guten göttlichen Plan – weder im Großen noch im Kleinen, weder in der Entwicklung des Universums noch im Wachstum der einzelnen Lebewesen.

Der von mir schon des öfteren bemühte Leiter des päpstlichen Observatoriums, der Jesuitenpater George V. Coyne, schreibt in seinem Artikel: „Was wusste Gott?“ dazu:

„Könnte Gott zum Beispiel nach einer Milliarde Jahre eines 15 Milliarden Jahre alten Universums vorhergesagt haben, dass menschliches Leben entstehen würde? Gehen wir davon aus, dass Gott im Besitz der ‚Universaltheorie‘ wäre, alle Gesetze der Physik, alle Elementarkräfte kennen würde. Selbst dann: Könnte Gott mit Sicherheit wissen, dass der Mensch entstehen würde? Wenn wir wirklich die wissenschaftliche Sichtweise akzeptieren, dass es neben den deterministischen Vorgängen auch Zufallsprozesse gibt, denen das Universum ungeheure Gelegenheiten bietet, dann sieht es so aus, als könnte selbst Gott das Endergebnis nicht mit Sicherheit kennen. Gott kann nicht wissen, was nicht gewusst werden kann.“ (DER SPIEGEL 52, 2000, 122)

Auch wenn alles, was ist und wird, seiner Anlage nach die Möglichkeit in sich trägt, zum Aufbau und zur Gestaltung des Lebens *seinen* Teil beisteuern zu können – auch dann ist nicht ausgeschlossen, dass die konkrete individuelle Entwicklung irgendwann (bildlich ausgedrückt) keinen Anschluss, keine Fortsetzung, keine Vollendung findet, so dass seine Geschichte eben ungut verläuft und als negativ erlebt und empfunden wird. Und das alles, ohne dass dafür irgendjemand schuldig wäre und deshalb dafür haftbar gemacht werden könnte.

Entscheidend ist nur – etwas vereinfachend ausgedrückt –, dass in dem, was so verkümmert oder sich falsch entwickelt, jener Wille und jene Macht *zum Leben* nicht vorkommen, sich ausdrücken und begegnen kann, die allem von Gott her – biblisch ausgedrückt: durch Gottes Geist – „mitgegeben“ ist.

Infolge dessen kann und wird es wohl in jedem Leben immer wieder Situationen geben, in denen Gott in seinem kraftvollen Lebenswillen *nicht* vorkommt – und damit auch nicht tragen und begleiten kann, um so sein Versprechen einzulösen:

„Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ (Jes 43,5)

So schön es auch klingt, dieses „Geliebtes Kind, nie ließ ich dich allein, schon gar nicht in Zeiten der Angst und Not. Wo du nur ein Paar Spuren im Sand erkennst, sei ganz gewiss: *Ich habe dich getragen!*“ –

eine solche Antwort gaukelt etwas vor, das sich als Holzweg erweist, der in die Irre führt und uns letztlich nicht weiterkommen lässt. Was uns in wirklich trost-losen, bedrückenden Situationen *real* weiterhelfen kann –

worum wir uns also bemühen und einander helfen sollten – ist allein dies: dass wir *am Leben* bleiben, damit wir im Leben dann auch wieder *positive* Erfahrungen und Begegnungen machen können, die *grundsätzlich* ja immer möglich bleiben.

Freilich, wenn wir dann ins Leben zurückgefunden haben, sollten wir uns vor der nächsten Gefahr hüten, damit wir nicht durch eine weitere *vermeidbare* Enttäuschung aufs Neue entmutigt werden. Auch diese Gefahr zeigt sich uns in der Bibel.

B

Davon leben nicht nur Menschen in Not, Menschen, deren Leben scheinbar kein Pfifferling mehr wert ist – davon leben auch Erfinder und Entdecker: Dass sich plötzlich ein Türchen auftut und sich ein Ausweg zeigt; dass plötzlich etwas denkbar wird, woran man bislang überhaupt noch nicht oder zumindest nicht ernsthaft gedacht hatte.

Solch überraschende, befreiende und beglückende Momente gibt es tatsächlich, wie wir wohl alle wissen. Und deshalb ist es verständlich und nahe liegend, dass wir in schwierigen Zeiten auf solche tatsächlich positiven Erfahrungen der Vergangenheit unsere Hoffnung setzen – und dann, wenn unsere Hoffnung erfüllt wurde, nicht nur zwischen den Erfahrungen der früheren Menschen und unserem eigenen Erleben Parallelen ziehen und Verbindungen herstellen, sondern aus alle dem auch neue, verstärkte Hoffnung für die Zukunft gewinnen. (Denken wir nur daran, wie manche Politiker momentan die Leistung der Nachkriegsgeneration bemühen, um aus dieser Erinnerung für unsere gegenwärtige volkswirtschaftliche Situation Mut und Hoffnung zu gewinnen!)

Solche Kombinationen begegnen uns besonders deutlich in den Schriften, die in der Zeit geschrieben wurden, als der Perserkönig Kyrus sich als mächtiger Feind der Babylonier zeigte. Plötzlich tauchte da in der Mitte des 6. vorchristlichen Jahrhunderts einer am Horizont der Geschichte auf, der das Exil derer beenden könnte, die nach Babylon verschleppt worden waren. Und damit könnte er – weshalb eigentlich nicht?! – letztendlich *im Dienst Jahwes* stehen, der (so glaubte man ja) auch schon in der Vergangenheit die Aktivität der heidnischen Herrscher gelenkt hatte.

Für diesen damaligen Glauben an Jahwes Geschichtsmächtigkeit hatte im Leben Israels nicht nur der ja lange zurückliegende Exodus aus Ägypten, sondern weit stärker jenes Ereignis eine besondere Rolle gespielt, das uns im 7. Kapitel des Jesajabuches überliefert wird: Der Jerusalemer König wäre in der 2. Hälfte des 8. Jhs v.Chr. beinahe bereit gewesen, aus Angst vor der militärischen Überlegenheit des damals noch existierenden Nordreiches Israel und der Syrer einem Bündnis gegen das Weltreich der Assyrer beizutreten.

Aus dieser Zeit wird nun im Buch des Propheten Jesaja berichtet:

„In jener Zeit, als Ahas, der Sohn Jotams, des Sohnes Usijas, König von Juda war, zogen Rezin, der König von Aram, und Pekach, der Sohn Remaljas, (d.h.) der König von Israel, gegen Jerusalem in den Krieg, aber sie konnten die Stadt nicht einnehmen. Als man dem Haus David meldete: Aram hat sich mit Efraim verbündet!, da zitterte das Herz des Königs und das Herz seines Volkes, wie die Bäume des Waldes im Wind zittern. Der Herr aber sagte zu Jesaja: Geh zur Walkerfeldstraße hinaus, zusammen mit deinem Sohn Schear-Jaschub (ein Rest kehrt um), an das Ende der Wasserleitung des oberen Teiches, um Ahas zu treffen. Sag zu ihm: Bewahre die Ruhe, fürchte dich nicht! Dein Herz soll nicht verzagen wegen dieser beiden Holzscheite, dieser rauchenden Stummel, wegen des glühenden Zorns Rezins von Aram und des Sohnes Remaljas. Zwar planen Aram, Efraim und der Sohn Remaljas Böses gegen dich und sagen: Wir wollen gegen Juda ziehen, es an uns reißen und für uns erobern; dann wollen wir den Sohn Tabeals dort zum König machen. Doch so spricht Gott, der Herr: Das kommt nicht zustande,

das wird nicht geschehen. Denn das Haupt von Aram ist Damaskus, und das Haupt von Damaskus ist Rezin. Noch fünfundsechzig Jahre, dann wird Efraim zerschlagen, es wird aufhören, ein Volk zu sein. Das Haupt von Efraim ist Samaria, und das Haupt von Samaria ist Remalja.“ (Jes 7,1-9)

Und in der Tat! Es dauerte nur noch wenige Jahre, bis die Assyrer das Reich der Syrer und das Nordreich Israel vernichtet und damit die Gefahr für das Südreich Juda, das Jerusalemer Königtum, beendet hatte. Die *heidnischen* Assyrer waren Gottes, waren Jahwes Werkzeug gewesen!

Weshalb sollte dies jetzt bei Kyrus anders sein?

So richtete sich alle gläubige Hoffnung auf den Perserkönig Kyrus – angeführt und ermutigt durch einen Propheten, den so genannten zweiten Jesaja; denn er verkündete in Jahwes Namen:

„So spricht der Herr zu Kyrus, seinem Gesalbten, den er an der rechten Hand gefasst hat, um ihm die Völker zu unterwerfen, um die Könige zu entwaffnen, um ihm die Türen zu öffnen und kein Tor verschlossen zu halten: Ich selbst gehe vor dir her und ebne die Berge ein. Ich zertrümmere die bronzenen Tore und zerschlage die eisernen Riegel... Um meines Knechtes Jakob willen um Israels, meines Erwählten, willen habe ich dich bei deinem Namen gerufen; ich habe dir einen Ehrennamen gegeben, ohne dass du mich kanntest. Ich bin der Herr, und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott. Ich habe dir den Gürtel angelegt ohne dass du mich kanntest...“ (Jes 45,1-5)

Diejenigen aber, die das alles noch mit Skepsis hörten und betrachteten, mussten sich sagen lassen:

„So spricht der Herr, der Heilige Israels und sein Schöpfer: Wollt ihr mit etwa Vorwürfe machen wegen meiner Kinder und Vorschriften über das Werk meiner Hände? Ich habe die Erde gemacht und die Menschen auf ihr geschaffen. Ich habe den Himmel ausgespannt mit meinen Händen, und ich befehle seinem Heer. Ich habe ihn (Kyrus) aus Gerechtigkeit zum Aufbruch

veranlasst. Alle Wege ebne ich ihm. Er baut meine Stadt wieder auf, mein verschlepptes Volk lässt er frei...“ (Jes 45,11-13)

Und es geschah so! Cyrus besiegte die Babylonier und er erlaubte den gefangenen Juden die Rückkehr in ihr Land und nach Jerusalem.

Da gab es kein Halten mehr! Jetzt, so war man im Kreis der Gläubigen überzeugt, jetzt würde alles besser werden! Und so ließ der Prophet denen in Jerusalem ausrichten:

„Raff dich auf, raff dich auf, steh auf, Jerusalem! Du hast den Becher des Zorns getrunken, den der Herr in der Hand hielt. Du hast aus dem betäubenden Becher getrunken und ihn geleert... So spricht der Herr, dein Gott und Gebieter, der für sein Volk kämpft: Schon nehme ich dir den betäubenden Becher aus der Hand, den Kelch meines Zorns; du sollst daraus nicht mehr trinken... Wach auf, Zion, wach auf, zieh das Gewand deiner Macht an! Zieh deine Prunkkleider an, Jerusalem, du heilige Stadt!... Schüttle den Staub von dir ab, steh auf, du gefangenes Jerusalem! Löse die Fesseln von deinem Hals, gefangene Tochter Zion!“ (Jes 51,17 - 52,2)

Und in der Tat! Jerusalem bekam durch die Perser seine Freiheit, und *ein Teil* der Verbannten kehrte zurück. Aber Jerusalem wurde dadurch in der Praxis nicht einfach zu einer „strahlenden Hauptstadt“. Was der Prophet angekündigt hatte, stellte sich keineswegs so einfach ein. Es gab Enttäuschungen, die bewältigt werden mussten – und hier beginnt es für uns nun aktuell und in besonderer Weise interessant zu werden.

C

Die erste Reaktion derer, die überhaupt an diese Verheißung glaubten, war: Sie riefen *Gesamtjerusalem* einfach zu mehr eigener Anstrengung auf – frei nach dem Motto: „Werde, was du bist!“

Jetzt hieß es nicht mehr nur: „Bald wirst du, die du kinderlos warst, mit deinen eigenen Ohren hören, wie deine Kinder sagen: Mir ist der Platz hier zu eng, rück an die Seite, ich will mich setzen. Dann wirst du dich in deinem Herzen fragen: Wer hat mir diese (Kinder) geboren? Ich war doch kinderlos und unfruchtbar, war verbannt und verstoßen... So spricht Gott, der Herr: Sieh her, ich hebe die Hand in Richtung der Völker, ich errichte für die Nationen ein Zeichen, und sie bringen auf ihren Armen deine Söhne herbei und tragen deine Töchter auf ihren Schultern.“ (Jes 49,20-22)

Jetzt wurde der Ruf an die Bevölkerung von Jerusalem dringlicher, verpflichtender:

„Auf, werde licht, denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht leuchtend auf über dir.“ (Jes 60,1)

Aber Jerusalem blieb, was es war: eine relativ unbedeutende Hauptstadt. Und das wirkte sich nicht zuletzt auch so aus, dass viele der Juden im Ausland blieben und nicht nach Jerusalem zurückkehrten, deren Vorfahren nach der Zerstörung Jerusalems gezwungenermaßen oder freiwillig nach Babylonien oder auch nach Ägypten weggezogen waren. Man schien sich allen Verheißungen zum Trotz mit der relativ geringen Attraktivität Jerusalems abfinden zu müssen – bis in der 2. Hälfte des 4. Jh. v.Chr. *Alexander der Große* auftauchte. Denn er beendete ja nicht nur die Herrschaft der Perser, sondern auch die der Ägypter!

Da dauerte es nicht lange, bis eine neue Hoffnung keimte. Die Kriegszüge Alexanders waren in den Augen der *gläubigen* Juden nichts anderes als der Beginn eines „Weltgerichts“, das nur ein Ziel hatte: die Rückführung der Verbannten nach Zion. Jetzt lautete ein *neues* Prophetenwort:

„An jenem Tag [des noch nicht punktuell gedachten „Weltgerichts“] wird der Herr Ähren ausklopfen vom Eufrat bis zum Grenzbach Ägyptens; dann, ihr Söhne Israels, liest man euch auf, einen nach dem andern. An jenem Tag wird man das große Widderhorn blasen, dann kommen die Verirrten aus Assur nach Hause, und die in Ägypten Verstreuten kehren zurück; sie fallen vor dem Herrn in Jerusalem nieder, auf dem heiligen Berg.“ (Jes 27,12f)

Aber auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht! Weshalb?

D

Nun suchten Israels Theologen die Schuld bei dem eigenen Volk. Das erlösende, befreende Weltgericht verzögerte sich, weil die Bewohner Jerusalems *im Grunde* versagten – und damit wird die *Voraussetzung* für die Nähe Gottes wieder in der traditionellen Weise gedacht (vgl. Am 5,21-27; Hos 6,1-6):

„Rufe aus voller Kehle, halte dich nicht zurück! Lass deine Stimme ertönen wie eine Posaune! Halt meinem Volk seine Vergehen vor und dem Haus Jakob seine Sünden! Sie suchen mich Tag für Tag; denn sie wollen meine Wege erkennen. Wie ein Volk, das Gerechtigkeit übt und das vom Recht seines Gottes nicht ablässt, so fordern sie von mir ein gerechtes Urteil und möchten, *dass Gott ihnen nahe ist*. Warum fasten wir, und du siehst es nicht? Warum tun wir Buße, und du merkst es nicht? Seht, an euren Fasttagen macht ihr Geschäfte und treibt alle eure Arbeiter zur Arbeit an. Obwohl ihr fastet, gibt es Streit und Zank, und ihr schlägt zu mit roher Gewalt... Nein, *das* ist ein Fasten, wie ich es liebe: die Fesseln des Unrechts zu lösen, die Stricke des Jochs zu entfernen, die Versklavten freizulassen, an die Hungrigen dein Brot auszuteilen, die obdachlosen Armen ins Haus aufzunehmen; wenn du einen Nackten siehst, ihn zu bekleiden und dich deinen Verwandten nicht zu entziehen. Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Wunden werden schnell vernarben... dann geht im Dunkel dein Licht auf, und deine Finsternis wird hell wie der Mittag. Der Herr wird dich immer führen, auch im dürren Land macht er dich satt...“ (Jes 58,1-11)

Gott lässt sich als nahe erfahren, Israel wird Gottes Nähe erleben – *vorausgesetzt*, es erfüllt zunächst seinen Willen. Dann – und nicht einfach durch irgendwelche Großereignisse in der Weltpolitik! – wird sich die Situation Israels so verändern, dass es für alle erfahrbar wird: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ (Jes 43,5)

„Recht hatte er, dieser letzte Prophet!“ mögen wir jetzt vielleicht denken. Und doch war auch er einer irreführenden Utopie verfallen!

Weshalb?

III. Auf dem Weg in die Selbständigkeit

Wir kennen sie wohl alle – aus Erfahrung, aus Erzählungen oder vielleicht auch nur aus irgendeinem Film: die Mütter und Väter, die ihre Kinder einfach deshalb nicht loslassen und freigeben können, weil sie ihnen im Grunde nichts zutrauen, weder im Beruf noch in ihren privaten Beziehungen. Es gibt wohl wenige Söhne und Töchter, die darüber auf Dauer sehr glücklich sind.

Doch eben diesen infantilen Zustand idealisieren wir, wenn wir gerührt jener Geschichte von den „Spuren im Sand“ zuhören:

„Geliebtes Kind, nie ließ ich dich allein, schon gar nicht in Zeiten der Angst und Not. Wo du nur ein Paar Spuren im Sand erkennst, sei ganz gewiss:

Ich habe dich getragen.“

Es war gewiss beeindruckend, wenn man in den Fernsehberichten von den großen Fluten in den letzten Wochen und Monaten sehen konnte, wie starke Männer alte Menschen, die sich nicht mehr selbst retten konnten, durchs Wasser in die wartenden Boote trugen! Aber was würden wir von jemand halten, der sich von nun an sagen würde: „Ach, im Ernstfall wird man mich schon retten!“ – um so alle Eigenverantwortung abzustreifen?

Ein ganz anderes Bild entwirft der bereits erwähnte Jesuitenpater George V. Coyne in seinem Artikel „Was wusste Gott?“:

„Die Wissenschaft erzählt uns von einem Gott, der sehr anders sein muss, als der Gott, den mittelalterliche Theologen sahen... Dies ist keine Einschränkung Gottes. Ganz im Gegenteil. Es offenbart uns einen Gott, der ein Universum geschaffen hat, dem eine gewisse Dynamik innewohnt und das somit am Schöpfungsakt Gottes teilnimmt. Sofern sie die Ergebnisse der modernen Wissenschaft respektieren, müssen Gläubige Abstand von der Vorstellung eines diktatorischen Gottes nehmen, eines Newtonschen Gottes, der das Universum als Uhrwerk erschaffen hat, das regelmäßig weitertickt. Vielleicht sollte man Gott eher als ein Elternteil sehen... Theologen haben den Begriff von Gottes fortwährender Schöpfung geprägt. Ich glaube, es wäre eine sehr

bereichernde Erfahrung für Theologen und Gläubige, die moderne Wissenschaft unter diesen Begriff der fortwährenden Schöpfung näher zu erkunden. Gott arbeitet mit dem Universum. Das Universum hat eine gewisse eigene Vitalität, genauso wie ein Kind. Man erzieht ein Kind, aber man versucht die eigenständige Persönlichkeit des Kindes zu erhalten und zu bereichern und dessen eigene Leidenschaft fürs Leben. Eltern müssen einem Kind erlauben, erwachsen zu werden, so weit zu kommen, dass es seine eigenen Entscheidungen trifft, seine eigenen Wege im Leben geht. Das ist die Art und Weise, wie Gott mit dem Universum umgeht.“ (DER SPIEGEL 52, 2000, 122)

Es ist tatsächlich wohl an der Zeit, dass wir auch in unserem Verhältnis zu Gott erwachsen werden. Wie dies geschehen könnte, soll uns wiederum am Beispiel des Lebens Jesu in diesem letzten Teil beschäftigen.

A

Als Jesus nach seiner Taufe aus der Wüste zurückkam, hatte sich die Welt für ihn in *einer* Hinsicht wesentlich verändert:

Jesus war zwar auch weiterhin wie Johannes der Täufer der Überzeugung, dass die Geschichte seines Volkes ihr Ende erreicht habe:

„Die Zeit ist voll!“

Anders als der Täufer war sich Jesus aber sicher, dass Gott Israel nicht (wie Johannes gedacht und verkündet hatte) als Richter, sondern als Bräutigam entgegen komme (diese Sicht lässt sich aus Mk 2,19a erschließen!).

Das aber bot ihm – in *seinen* Augen – eine ganz neue Möglichkeit: Er konnte Gott nun so begleiten, wie dies üblicherweise „die Freunde des Bräutigams“ taten. Dazu brauchte er freilich *Gefährten* – und so berief er als Erstes Simon und Andreas, Jakobus und Johannes (Mk 1,16-20).

Mit dieser Entscheidung hatte Jesus sich aber für einen Weg entschieden, der sein Leben, sein Tun und sein Reden in doppelter Hinsicht veränderte und bestimmte:

a) Der Sinn seines Lebens bestand für ihn von nun an darin, zusammen mit seinen Gefährten seine Mitmenschen auf die bevorstehende „hochzeitliche“ Vollendung aufmerksam zu machen und sie dafür zu bereiten. Dadurch zog aber alles in Jesu Umwelt Jesu Aufmerksamkeit auf sich, das es ihm ermöglichte, seinen Zeitgenossen gegenüber die *Gegenwart* des Reichen Gottes zu dokumentieren und sie ihnen nahe zu bringen.

So entdeckte Jesus beispielsweise die Möglichkeit, *nicht* zu fasten und eben dadurch auf die Gegenwart des Bräutigams hinzuweisen (Mk 2,18f).

So erkannte Jesus in der Großzügigkeit eines Gutsbesitzers die Möglichkeit, großzügig sein zu können, ohne ungerecht zu werden (Mt 2,1-15).

Und so erkannte Jesus in der selbstwachsenden Saat die Möglichkeit, die Geduld für das ja unmerkliche Wachsen des Gottesreichs zu begründen (Mk 4,26ff).

Das heißt: Die Lebensvorgänge und Lebensvollzüge in seiner Gegenwart wurden für Jesus mehr und mehr durchsichtig auf das Reich Gottes hin! Damit hing nun aber auch das Zweite zusammen.

b) Indem Jesus das aktuelle Leben um sich immer unter dem Aspekt des gegenwärtigen Reichen Gottes betrachtete, kam er nicht daran vorbei, bei sich zugleich ein Urteil zu fällen, welche Verhaltensweisen mit der Gegenwart des Reichen Gottes zu vereinbaren waren und welche nicht, und was um des Reichen Gottes willen eigentlich zu tun wäre. Und eben diese mit *seiner* Gegenwart zusammen hängende Urteile führten ihn, weil er sie ernst nahm, bei seinem Reden und Tun seinen ganz eigenen Weg bis hin nach Jerusalem, bis hin ans Kreuz – seinen Weg, von dem er glaubte, dass er Gottes Wille entspreche.

Doch ehe wir an diesem Punkt weiter machen, würde ich noch gerne eine Zwischenüberlegung einschieben. Denn auch wenn wir sagen können, wie Jesus das gegenwärtig gewordene Reich Gottes sah – als Anwesenheit des Bräutigams Jahwe auf dem Weg zur endzeitlichen Hochzeit,

umringt und begleitet von seinen Freunden - , es dürften kaum alle Menschen dieses Bild vor Augen gehabt haben, als sie Jesu Botschaft hörten: „Das Reich Gottes ist da!“.

Welche Vorstellungen hatte dieser Ruf wohl in ihren Köpfen ausgelöst? Welche Vorstellungen verbanden sie mit dieser Botschaft? Denn wir dürfen ja eines nie vergessen:

Der Begriff des „Reiches Gottes“ oder der „Herrschaft Gottes“ war nicht einfach mit einem ganz bestimmten Inhalt – bildlich gesprochen – dank göttlicher Erleuchtung vom Himmel her in die Köpfe und in das Denken der Israeliten „hineingefallen“, so dass sie alle und jederzeit bei ihm an das Gleiche gedacht hätten. Der Begriff des *Reiches Gottes* oder der *Herrschaft Gottes* war für Jesu Zeitgenossen vielmehr mit ganz unterschiedlichen *Erfahrungen* verbunden – so wie bei uns (entschuldigen Sie den etwas unpassenden Vergleich!) mit dem Begriff „das Dritte Reich“ oder „die Nazi-Herrschaft“ ganz bestimmte *unterschiedliche* Erfahrungen verbunden sind. Und so wie sie uns einfallen, wenn wir die Begriffe „das Dritte Reich“ und „Nazi-Herrschaft“ hören, so dachten die Menschen in Israel an ganz bestimmte Vorgänge und Erfahrungen, wenn sie „Reich Gottes“ oder „Herrschaft Gottes“ hörten. Von welcher Art waren diese nun?

B

Wenn wir uns an das halten, was die Bibelwissenschaft in diesem Zusammenhang herausgefunden hat, denn hatten zwei ganz wesentliche Erfahrungen in Israel zu *der* Vorstellung vom „Reich Gottes“ bzw. von der „Herrschaft Gottes“ geführt, wie sie zur Zeit Jesu in den Köpfen der damaligen jüdischen Menschen lebendig war.

1. Die eigentlich alles entscheidende und prägende Erfahrung – an die immer und immer wieder erinnert wurde – war das Erlebnis, dass ihre Vorfahren einst bei ihrer Flucht aus Ägypten vielen Gefahren und Anfeindungen auf wunderbare Weise entkommen waren, und als Fremdlinge ein eigenes Land als Lebensraum und als Lebensgrundlage gefunden hatten. Denn derartige Vorgänge konnte man sich damals nur als das Werk eines mächtigen Gottes denken, der sich auf diese Weise inmitten der Völkerwelt ein eigenes Reich schuf und so seine Herrschaft etablierte. Und deshalb galt der Gott *Jahwe*, dem man diese Rettung zu verdanken glaubte, als *Israels* König und das Volk Israel als *Jahwes* Herrschaftsgebiet, als *Jahwes* Reich.

Weitere Rettungserlebnisse bestätigten für die Menschen in Israel diese erste, frühe Erfahrung: angefangen mit den Siegen, die die Stämme Israels mit Hilfe des „auf der Lade“ thronenden *Jahwes* zur Zeit ihrer Richter erringen konnten (vgl. 1 Sam 4,1-8), über die Rettung Jerusalems aus der Belagerung durch die assyrische Streitmacht (2 Kön 19) bis hin zum so genannten *zweiten Exodus*, als das jüdische Volk aus dem babylonischen Exil in sein Land zurückkehren konnte (Jes 40ff). In all diesen und ähnlichen Ereignissen sahen die Menschen in Israel zunächst einmal einen Beweis für die königliche, herrscherliche Macht ihres Gottes. Diese Ereignisse offenbarten in ihren Augen und für ihr Verständnis aber auch zugleich, dass Gott, *ihr* Gott *Jahwe*, im Lauf der Weltgeschichte das Heil Israels, *seines* Volkes, zielstrebig verfolgte.

Oder anders, etwas profaner ausgedrückt: Wenn die Menschen in Israel vom Reich und von der Herrschaft Gottes sprachen, dann dachten sie daran, dass das Leben ganz offensichtlich immer wieder auch ungeahnte und kaum vorstellbare *positive* Möglichkeiten in sich birgt und mit sich bringt. Und zugleich zeigte sich ihnen dabei, dass inmitten allen Geschehens – und möge dies noch so chaotisch und lebensfeindlich sein – doch eine zum Guten drängende, aufbauende Macht erkennbar wird.

Zu diesen eher zurückliegenden Erfahrungen gesellte sich nun aber auch noch ein Zweites:

2. Die Erfahrung, in der eigenen – persönlichen wie gemeinsamen – Gestaltung des Lebens nicht einfach frei zu sein, sondern bestimmte Weisungen, Satzungen und Gebote beachten *zu müssen*, sofern man wirklich Erfolg haben und lange leben wollte (denken wir nur an das 5. oder 7. Gebot!).

Diese lebensnotwendigen Gesetze wurden im Lauf der Zeit nun aber immer konsequenter mit dem Gott in Verbindung gebracht, der Israel einst *gerettet* hatte. Die geltenden Gebote und Gesetze

galten so immer mehr als Ausdruck der Herrschermacht Jahwes. Gott, der König, will, dass in *seinem* Reich so und nicht anders gelebt und gehandelt wird.

Nun führten aber viele Weisungen und Gebote dort, wo sie befolgt wurden, tatsächlich zum Wohlergehen der Gemeinschaft und des einzelnen. Man machte mit dem in Jahwes Namen geltenden Geboten vielfach unbestreitbar *positive* Erfahrungen. Und deshalb war es fast zwangsläufig, dass alle *negativen* Ereignisse im Leben der *menschlichen* Seite angelastet wurden. Nur weil man Gottes guten Willen nicht getan hatte, schien es – seit Adam und Eva – zu Leid, Not und Tod gekommen zu sein.

Doch dabei blieb es nicht. Die positiven Erfahrungen mit dem göttlichen Gesetz führten je länger je mehr zu dem Glauben, dass die Welt und das Leben in ihr vollkommen gut wären, wenn Gottes Wille und Weisung in allem und von allen beachtet würde – wenn Gottes Herrschaft und Reich also von allen akzeptiert und respektiert würde.

Freilich, ein solch durch und durch positiver Zustand schien den Menschen zur Zeit Jesu innerweltlich immer weniger erreichbar. Und so erhoffte man sich *das „Reich Gottes“, die Herrschaft Gottes“* als ein himmlisches Geschenk am Ende der Zeiten. Dann, ja dann würde die Welt endlich sein, wozu Gott sie schon ursprünglich erdacht und mit all ihren Möglichkeiten ausgestattet hatte. Dann, als *Gottes* Reich, wäre die Welt endlich jenes heile Gebilde, das Gott bereits bei seiner Schöpfung vor Augen hatte.

Oder anders ausgedrückt: *Das* Reich Gottes, *die* Herrschaft Gottes war in den Augen und in den Köpfen von Jesu Zeitgenossen die – endlich! – perfekte Ausführung von Gottes Idee und Wille – beispielsweise (aber nur beispielsweise!) in der Form eines großen Fest- und Hochzeitsmahles auf dem Berg Sion (vgl. Jes 25,6-8).

Damit können wir aber zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren – zu Jesu Botschaft:

„Das Reich Gottes ist da!“

C

Wir sahen: Für Jesus bedeutete die Gegenwart des Reiches Gottes: Jahwe, Gott, ist als Israels Bräutigam bereits in Israel unterwegs zur endzeitlichen Hochzeit, umringt und begleitet von seinen Freunden. Nicht alle Juden hatten dieses Bild vor Augen, wenn sie an Gottes Reich dachten. Doch gleichgültig unter welchen Bildern sie sich das Reich Gottes vorstellten – auf jeden Fall dachten sie bei diesem Begriff an eine Welt, in der alles Leben von Gottes Willen bestimmt wird und deshalb voller Harmonie und Glück ist.

Wenn Jesus nun nach seiner Taufe aus der Wüste zurückkam und im Unterschied zu Johannes dem Täufer verkündete:

„Die Zeit ist voll, das Reich Gottes ist da!“, dann hieß das für die damaligen Menschen in Israel: „Die Zeit ist voll, damit hatte der Täufer gewiss recht. Aber die Gegenwart ist nicht so schlecht, wie da behauptet wird. Im Gegenteil! Unsere Gegenwart trägt Gottes perfekte Welt bereits *in sich*. Wir müssen ihr – dieser perfekten Welt nur voll Vertrauen in unserem Denken und Tun Raum geben, so dass sie darin wahrhaftig vorkommen kann!“

Wenn wir dies glauben – und das versuchen wir ja jedes Mal, wenn wir diesen Vers aus dem Markus-Evangelium wiederholen: „Die Zeit ist voll und das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“ – und wenn wir diesen Glauben ernst nehmen, dann haben wir hier den eigentlichen Grund dafür, dass wir (wie wir im 2. Teil sahen) uns nicht in zukünftige Spekulationen verlieren sollen, sondern (wie wir im 1. Teil sahen) unsere *Gegenwart* ernst nehmen und gespannt in sie hinein schauen und hinein hören sollen, um so unsere *positive* Zukunft zu entdecken, die bereits virtuell, d.h. *der Anlage nach als Möglichkeit* vorhanden ist.

Lassen Sie mich an zwei Beispielen verdeutlichen, wie das gemeint ist.

Es gibt Menschen – Architekten beispielsweise – die bei einem Spaziergang plötzlich entdecken und es dann auch ganz klar vor sich sehen, was aus einer hässlichen Baulücke an Tollem entstehen könnte – etwas, das genau da hinein passen und dem ganzen Bezirk ein überraschend

attraktives Aussehen geben würde. Nun würde es nur noch darum gehen, Zeit und Investoren zu finden, um diese kurze Vision einer echten Möglichkeit zu realisieren.

Oder: Es gibt Menschen – Pädagogen zum Beispiel –, die instinktiv erkennen, ob und, wenn ja, was selbst aus einer konkreten Gruppe wilder oder gelangweilter Jugendlicher entstehen könnte. Die Gruppe *hätte* eine Zukunft, wenn nur die Anlagen, die in ihr gegeben sind und die nur „auf Abruf“ warten, ernst genommen und verwirklicht würden.

In diesen vorhandenen, wenn auch oft unentdeckten Anlagen, die verwirklicht schon heute eine heile(re) Welt zur Folge hätten, begegnet uns jeweils *Gottes* Reich, weil sie, diese Anlagen, im Willen dessen gründen, der sich die Vollendung der Schöpfung zum Ziel gesetzt hat. Wenn wir diese gegebenen Möglichkeiten realisieren, dann – ja dann wird die Welt endlich sein, wozu Gott sie schon ursprünglich erdacht und mit all ihren Anlagen ausgestattet hat. Dann, als Gottes Reich, wird die Welt jenes heile Gebilde sein, das Gott schon bei seiner Schöpfung vor Augen hatte.

Freilich, *wie* wir diese Möglichkeiten nützen, ist unserem Sachverstand anheim gegeben; denn über das Gelingen unseres Tuns entscheidet dann nicht Gottes Wille, sondern das Leben mit *seinen* Möglichkeiten! Und genau hier liegt das eigentliche Problem für uns – am deutlichsten sichtbar wiederum an der Person *und am Geschick Jesu*.

D

Jesus lebte – wie wir ja alle wissen – ganz unter der Voraussetzung, dass Gott in allernächster Zeit kommen werde, als Israels Bräutigam, um sich (bildlich gesprochen) mit dem ganzen Volk zu vermählen und mit allen in Jerusalem ein großes Hochzeitsmahl zu feiern – und das alles ohne vorheriges Gericht über die Sünder in Israel.

Deshalb hatten – zwangsläufig – die Sünd- und Sühnopfer, ja eigentlich alle Opfer im Jerusalemer Tempel in Jesu Augen ihren Sinn verloren. Nur eines war jetzt noch wichtig: Sich bereit zu machen, um *sich*, sein Herz, seine Liebe Gott ganz schenken zu können (Mk 11f).

Aber ganz offensichtlich fand Jesus mit dieser Botschaft kein Gehör und keinen Anklang. Alles, vor allem aber der gottesdienstliche Betrieb im Tempel ging weiter – und hinderte so (wenigstens in Jesu Augen) die „normalen“ Menschen daran, den Ernst *und* die Chance der Gegenwart richtig zu ermessen.

Da konnte es gewiss vernünftig erscheinen, nach Jerusalem hinauf zu ziehen, um dem ganzen dortigen Spektakel ein Ende zu bereiten und den Menschen so die Augen zu öffnen (Mk 8,31-34). Gott würde ja in Kürze selbst erscheinen (Mk 9,1). Was konnte einem da noch Schlimmes passieren? Und wenn schon – Gott würde gewiss nicht auf sich warten lassen, und dann wäre man bei ihm, in seiner Macht, vereint (Mk 14,25).

Das heißt: Jesu Zug nach Jerusalem und seine Aktionen gegen die Tempelaktivitäten können unter diesen Voraussetzungen durchaus als ein „sachgemäßes Verhalten“ verstanden werden.

Aber die Zeit war eben noch nicht voll, und Gott zeigte sich auch nicht rettend als Israels Bräutigam. Was Jesus von Gott und seiner Zeit gedacht hatte, traf nicht zu und traf nicht ein. Etwas salopp ausgedrückt: Das Leben spielte nicht mit. Genau die Vorgänge und Ereignisse fielen aus, in denen Jesus Gottes Gegenwart und Begleitung erwartet hatte – entsprechend unserem Tagungsthema: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ (Jes 43,5).

Jesus hatte in bester Absicht, vernünftig und mit großem Gottvertrauen gehandelt, aber er hatte sich getäuscht! Und deshalb war es unvermeidlich, dass Jesus sich von Gott enttäuscht erlebte:

„Als aber die sechste Stunde kam, brach über das ganze Land eine Finsternis herein. Sie dauerte bis zur neunten Stunde. Und in der neunten Stunde rief Jesus mit lauter Stimme: *Eloi, Eloi, lema sabachtani?*“, das heißt übersetzt: *Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?* Einige von denen, die dabei standen und es hörten, sagten: Hört, er ruft nach Elija! Einer lief hin, tauchte einen Schwamm in Essig, steckte ihn auf einen Stock und gab Jesus zu trinken. Dabei sagte er: Lasst uns doch sehen, ob Elija kommt und ihn herabnimmt. Jesus aber schrie laut auf. Dann hauchte er den Geist auf.“ (Mk 15,33-37)

Verständlicherweise war und ist Jesu Enttäuschung und der Gedanke, er könne mit einem Schrei letzter Verzweiflung gestorben sein, gerade für diejenigen kaum auszuhalten, für die Jesus etwas Besonderes war und ist. Deshalb tauchte der Evangelist Lukas Jesu Sterben bereits in ein milderdes Licht:

„Es war um die sechste Stunde, als eine Finsternis über das ganze Land hereinbrach. Sie dauerte bis zur neunten Stunde. Der Vorhang im Tempel riss mitten entzwei, und Jesus rief laut: Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist. Nach diesen Worten hauchte er den Geist aus.“ (Lk 23,44-46)

So war es nur folgerichtig, dass im letzten, im Johannes-Evangelium aus Jesu erlittener Gottverlassenheit ein triumphaler Sieg des Sohnes Gottes wurde:

„Danach, als Jesus wusste, dass nun alles vollbracht war, sagte er, damit sich die Schrift erfüllte: Mich dürstet. Ein Gefäß mit Essig stand da. Sie steckten einen Schwamm mit Essig auf einen Ysopzweig und hielten ihn an seinen Mund. Als Jesus von dem Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht! Und er neigte das Haupt und gab seinen Geist auf.“ (Joh 19,28-30)

Es ist nur schade, dass Jesus selbst seinen Tod ganz anders erlebte. Nach allem, was wir von Jesu Sterben wissen, müssen wir sagen: Bereits Lukas und Johannes flüchteten sich und verloren sich in Utopien.

Aber, so könnte man jetzt vielleicht einwenden, ist das nicht alles beängstigend und zum Verzweifeln – nicht nur Jesu eigener Tod, sondern auch das, was Lukas und Johannes daraus gemacht haben?

Gewiss nicht, wenn wir den Ausgang von Jesu Leben genauer betrachten. Wir finden den Ausweg aus unserer möglicherweise eigenen Lähmung und Verzweiflung angesichts der Enttäuschung Jesu nicht dadurch, dass wir sein Sterben zum Trost phantastisch ausmalen, sondern dadurch, dass wir darauf achten, wie Jesu Jüngerinnen und Jünger *ihren* Ausweg gefunden haben.

E

Woran wir uns halten können und halten sollten ist meines Erachtens dies:

Nach dem Karfreitag bewahrten einige von Jesu Jüngerinnen ihre bewegende Liebe zu Jesus über Jesu Tod hinaus. [Man entschuldige die etwas holperige Sprache und den fast penetranten Rückgriff auf die Liebe, aber ich kann mir nichts anderes als Motor denken!] Und eben diese Lebendigkeit ihrer Liebe befähigte „Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome“ (Mk 16,1) wahrzunehmen, dass Jesu Leben nicht verlöscht war, sondern durch den Tod hindurch in einer ganz neuen Weise aufgeblüht war. Denn ohne ihre so große Liebe hätten sie sich kaum mutig entschlossen, Jesu Leichnam zu salben. Und so kamen sie dank *ihrer* Liebe als Erste zur Gewissheit, dass Gott Jesus keineswegs verlassen hatte.

Im Blick auf unser heutiges Tagungsthema könnten sich meines Erachtens dadurch folgende Stufen und Stationen in unserem Leben ergeben, wenn wir wahrhaftig Gott in unserem Leben erfahren möchten:

1. Wir sollten zunächst einmal auf die Anrufe achten, die wir in uns vernehmen, wenn wir *unsere* Lebenswelt unter dem Aspekt betrachten, dass in ihr wahrhaftig schon das Reich Gottes als Möglichkeit *da* ist.

2. Dann aber gälte es wohl, nach Menschen Ausschau zu halten, die bereit sein könnten, mit uns das Experiment des Reiches Gottes zu wagen hier und heute und jeweils mit dem möglichsten Sachverstand - so wie Jesus den Simon und Andreas, den Jakobus und Johannes gerufen hatte, mit ihm zu kommen, um das Reich Gottes in ihrer Gemeinschaft Wirklichkeit werden zu lassen. Dann nämlich hätten wir die Chance, im Vollzug des gemeinsamen Lebens zu erfahren und zu entdecken, was an Gute und Tragfähigem, was an Licht und Verheißung *im* Leben steckt, wenn wir mit einander nach den „Regeln des Gottesreichs“ umgehen:

nicht zu zürnen: Mt 5,21f

fremde Partnerschaften zu respektieren. Mt 5,27

nicht zu richten, sondern einander zu vergeben: Lk 6,37-42

auch die Feinde zu lieben: Lk 6,27-36

absolut zuverlässig zu sein: Mt 5,37 (vgl. Jak 5,12)

einander zu dienen, gerade wenn man etwas Besonderes sein möchte: Mk 9,33-35; 20,35-44

keinen Anstoß zu geben: Mk 9,42f

sich vor dem „Sauerteig der Pharisäer und Herodianer“ zu hüten: Mk 8,14-21

Gott vorbehaltlos zu vertrauen: Mt 7,9-11; Lk 11,5-8; 18,1-8

Dann wird das Leben so zu uns sprechen, dass wir an Gottes Verbundenheit mit uns glauben können – „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“ (Jes 43,5) - , nicht weil wir uns „irgendwie getragen“ fühlen, sondern weil wir im Leben selbst mehr und mehr die Liebe als das gestaltende Grundgesetz und die eigentlich treibende Macht erkennen werden.

3. Gegenteilige und tief enttäuschende Erfahrungen sind dabei nicht ausgeschlossen, weil das Leben in seiner Entwicklung durchaus anders verlaufen kann als wie wir es erwarten, denken und berechnen.

Dann sollten wir uns hüten, solch enttäuschenden Momenten des Scheiterns einen tieferen Sinn beizulegen; denn wir erleben in ihnen nur, dass das Leben nicht nach einem Diktat verläuft, sondern in seiner Entfaltung die Vollendung *sucht*.

4. Was kann uns in solch lähmenden Situationen der Enttäuschung und Verzweiflung wohl weiterhelfen? Wenn wir der Bibel trauen (vgl. Mk 16,1ff), vielleicht dies:

Dass wir uns allem zum Trotz auch weiterhin von unserer Liebe leiten lassen – dorthin und dazu, wozu sie uns drängt; denn sie scheint die einzige Macht zu sein, die es uns überzeugend spüren, erleben und erkennen lassen kann, dass wir – nicht allein! – auf eine Welt hin unterwegs sind, die voll Licht, Wärme und Geborgenheit ist.

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen*